Arme Thea!

Berliner Roman von Rudolph Stratz.

(10. Fortsetzung.)

Georg erschrak. Ihm war der Gedanke ja wahrhaftig vertraut genug geworden in diesen letzten Wochen. Er hatte damit gerungen. Seine Kameraden und Freunde hatten ihn ihm nahe gelegt, sein eigener Onkel ihm die Waffe in die Hand gedrückt.

Aber sie? . . . Wie kam sie darauf? Mit einem stillen Entsetzen sah er in das schöne, leidvoll lächelnde Gesicht.

Freilich . . . ohne ihn konnte sie nicht bleiben! Wenn er ging, nahm er sie mit. Es war ihr Schicksal.

Aber daß sie selbst es aussprach . . . vor ihm davon träumte . . . welch ein lockendes Grauen lag in diesem unheimlich wie ein Schattenbild auf- und niederschwebenden Gedanken . . . es winkte eine Hand aus diesem Nebel . . eine geheimnißvolle Stimme raunte: „Kommt nur her! . . . fürchtet Euch nicht . . . hier ist's gut sein . . . hier fühlen sich anständige Menschen wohler als auf der schmutzigen Erde! Dort mag sich ein Steinlein und Grunäus seine Mast holen . . . laßt sie dort grunzen und wühlen . . . und geht still bei Seite . . .“

Nein! Er richtete sich straff auf und zog Thea schweigend mit sich fort.

Nein! . . . das hätte er früher thun können! Er hatte es nicht gethan und die Leute ausgelacht, die ihn so inständig baten, sich doch auf französisch zu empfehlen. Er sah diese uniformierten und nicht uniformierten Herrschaften förmlich vor sich, wie sie nun beim Frühstückskaffee plötzlich die Zeitung sinken ließen und weise mit dem Kopf nickten. „Also doch! . . . armer Kerl! . . . na . . . wir haben's ja gewußt!“

Aber freilich . . . anders lag die Sache jetzt schon . . . romantischer . . . schöner . . .

Ein Mann, für den ein Mädchen aus reiner Liebe freiwillig mit in den Tod geht . . . eine schöne, makellose, junge Dame aus gutem Hause . . . ein solcher Mann konnte doch nicht so verworfen und verächtlich sein, wie er jenen erschien.

Er würde in der Achtung jener aller steigen, die ihm die Ehre aberkannt! Er würde in ihrem Gedächtniß als ein Mensch fortleben, der mehr unglücklich als schuldig war, und ein Strahlenschein herber Tragik ihn umleuchten!

„Das ist Selbstsucht!“ raunte es in ihm. Aber dann wieder: „sie selbst will es ja! . . . sie selbst! . . .“

Das heißt: sie sprach davon . . . . ein schwaches Mädchen! . . . Aber sie war nicht schwach! Das hatte sie ihm heute bewiesen, als sie trotz allem bei ihm blieb. Was sie sagte, das war sie auch bereit, zu thun!

Wo war da der Ausweg? Ihre Gedanken verwirrten sich und verloren sich in träumende Fernen, während sie wieder in das Straßengewühl Berlins untertauchten.

„O pfui! . . .“ sagte Thea plötzlich und machte eine schaudernde Bewegung.

Er antwortete nicht.

„O pfui!“ wiederholte sie nach einer Weile in sehnsüchtiger Klage . . . „. . . wie häßlich . . . wie häßlich!“

„. . . Schau die Menschen alle an, Georg! . . . wie freudlos und schmutzig sehen sie alle aus . . . wie gemein ist das alles! . . . kein schönes Gesicht unter den Hunderten, die an uns vorbeigehen . . . kein freundlicher Laut . . . Alles roh und wüst . . . wie soll man da leben! . . .“

Er zog sie mit sich. „Komm jetzt nur, Thea!“

„Wohin?“

„Wohin?“ er lachte bitter auf . . . „. . . auf die Redaktion des seligen „Paprika!“ Das ist vorläufig unser einziger Schlupfwinkel in der weiten Welt!“

XV.

Mitternacht !

Draußen auf der Gasse regte sich nichts mehr und auch drinnen, in dem öden, halbdunklen und halbleeren Raum, war es still.

Sie saßen einander am Tisch gegenüber und sahen sich über die flackernde Kerze hin an, zwei schweigsame traurige Menschen . . .

Er hatte ihr zugeredet, sich hinzulegen. Fühlte er sich doch selbst todtmüde! Aber sie schüttelte den Kopf . . „. . . für die paar Stunden . . .“ meinte sie träumerisch und ein seltsamer Ausdruck glitt über ihr blasses Gesicht.

Er stand ärgerlich auf. „Was heißt denn das . . . Thea . . . mit den paar Stunden . . . ?“

„. . . Das mußt Du wissen . . .“ sie schaute zu ihm auf . . . „. . . das hast Du zu bestimmen . . . nicht ich! . . . ich sage Dir eben nur: auf mich nimm keine Rücksicht! Ich folge Dir überallhin, wohin Du willst . . .“

Immer und immer wieder diese Lockung . . . dies leise, wollüstige Grauen . . . dies vorsichtige, bebende Spiel mit der Vernichtung . . .

Vernichtung . . . das war auch nur so ein Wort. Man ging eben einfach weg! . . . Wie man aus einer Gesellschaft weg geht, die einem nicht paßt! Dazu brauchte man keine Sentimentalität . . . keinen Zorn . . . keine Verbitterung und Aufregung . . . Nichts! Das ließ sich in aller Ruhe erledigen! Man schrieb einfach einen Zettel an Heerwaldt oder Hanitz oder sonst einen guten Kameraden in der Garnison: „Ich und meine liebe Freundin Thea — wir haben gefunden, daß die Welt für Menschen ohne Geld eine ganz fabelhaft unanständige Einrichtung ist. Darum entfernen wir uns in aller Stille und rathen Euch nur: Unterschreibt keine Ehrenscheine und habt keine Wechselfälscher zu Vätern. Sonst kriegt Euch der alte ehrliche Steinlein beim Wickel und jagt Euch mit seiner Meute über Stock und Stein . . . und Ihr könnt . . .“

„. . . Schließlich . . .“ sagte Thea ganz plötzlich seine Gedanken unterbrechend und wie zu sich selbst . . . . „. . . ein bißchen Angst . . . ein bißchen Schmerzen . . . das ist doch nicht so schlimm . . . Das geht ja schnell vorbei . . .“ sie starrte mit großen Augen in das Kerzenlicht . . . „. . . Papa hat es doch gewiß jetzt weit besser als wie er lebte . . .“

Natürlich . . . sie hatte wieder dasselbe gedacht wie er. Ihre scheuen Blicke kreuzten sich über der Flamme. Es war doch wirklich entsetzlich, daß man von diesem Gedanken nicht los kam! Einer warf ihn immer wieder dem andern zu. Hatte man ihn aus dem eigenen Kopf verdrängt, so huschte er behende über den Tisch in das Hirn des Gegenübers und kam unversehens von dort wieder.

Georg, der die Zeit über unruhig durch das Zimmer geschritten, blieb vor Thea stehen und beugte sich hinab. „Thea!“ sprach er gedämpft . . . „. . . wir müssen aus dieser Kirchhof-Stimmung heraus! Es ist die höchste Zeit. Sonst giebt's ein Unglück!“

„Ja.“ Sie neigte das Haupt . . . . „. . . wir wollen es versuchen!“

„Na also . . .“ Er setzte sich ihr wieder gegenüber und zwang sich zu einem sorglosen Lächeln . . . „. . . dann überlegen wir also jetzt einmal, was in Zukunft werden soll. Erste Frage: Wo gehen wir hin?“

„Wir müssen in Berlin bleiben!“ sagte Thea . . . „Wir haben ja kein Geld, anderswohin zu fahren!“

„Schön! Zweite Frage: Bleiben wir in dieser Wohnung?“

„Sie gehört ja nicht uns!“ sagte Thea . . . „. . . und bezahlt ist sie für das letzte Quartal auch noch nicht. Frau Kautz meint, daß der Hauswirth morgen kommt und sie an irgend jemand vermiethet . . .“

„Gut! Dann nehmen wir uns also eine andere Wohnung!“

„Wir haben ja keine Möbel!“ sagte Thea. „In den leeren Zimmern können wir doch nicht hausen . . “

„Also nehmen wir möblierte Zimmer!“ stieß Georg ärgerlich hervor.

„Wir sind doch nicht verheirathet . . .“ sagte Thea . . . „. . . . das paßt sich für mich nicht und ich glaube nicht, daß man in einem anständigen Hause uns beide aufnimmt! Und zusammen wollen wir doch bleiben, Georg!“

„Dann ziehen wir also in's Hotel . . Thür' an Thüre!“

„Da wird unser bißchen Geld rasch alle werden!“ sagte Thea traurig.

Er stand zornig auf. „Ach was! . . ich werde arbeiten!“

„Ja . . . wenn Du nur Arbeit findest . . .“ sagte Thea . . . „. . . . ich will ja auch arbeiten, soviel ich kann . . . aber ich fürchte . . . es ist sehr schwer!“

Mehr als schwer! Beinahe unmöglich! Georg sah es wohl ein. Aber er sprach es nicht aus.

„Es muß gehen!“ entschied er mit unsicherer Stimme . . . „. . . irgend eine Brodstelle giebt es sicherlich. Und dann miethen wir uns eine kleine billige Wohnung und kaufen Möbel auf Abzahlung und . . .“

Er brach jäh ab. So sehr erschreckte ihn selbst der Gedanke. Sie beide, die hochmüthigen Aristokraten, in einem Hinterhaus, mit der Aussicht auf einen schmutzigen Hof, in Stube und Kammer eingepfercht, um sie herum kleine armselige Existenzen, vielleicht ein Schutzmann mit Familie auf dem Nebenflur, ein Monteur oder so etwas über ihnen, unter ihnen der Vizewirth, ein grobknochiger, poltern'der Kerl — und über alles hin aus Winkelküchen und dunklen Schlafzimmern der abscheuliche Armeleutgeruch, der Dunst von Niedrigkeit und Gemeinheit . . . oh pfui! . . . Es fiel ihm ein, wie energisch schon am Abend Thea dies „oh pfui!“ herausgestoßen hatte.

Und Thea selbst! Das feine, zarte Geschöpf in der Wirthschaft hantierend . . . womöglich ohne Dienstmädchen . . . natürlich ohne Dienstmädchen! Wo sollte man es denn hernehmen? — . . . sie, die geborene Freiin von Hoffäcker etwa mit den Weibern des Hinterhauses über die Benutzung der Waschküche verhandelnd oder eigenhändig, wenn die Reihe an ihr war, den Treppenflur scheuernd — das war ja undenkbar, das war ja einfach lächerlich!

Und ein anderes Heim als das konnte er ihr für den Anfang wenigstens nicht bieten. Soviel hatte er von Berlin jetzt schon gesehen. Es war schon ein großes Glück, wenn er auch nur einen solchen bescheidenen Broderwerb in absehbarer Zeit finden konnte.

Wenigstens wenn er auf ehrliche Weise sein Brod erwerben wollte! Und dann waren noch Steinlein und seine Spießgesellen hinter ihm her, bis ihn vielleicht die bittere Noth dazu trieb, bei einem andern Steinlein und seiner Horde Unterschlupf zu suchen. Und stak man erst wirklich in diesem Schlamme fest, dann ließ jeder Versuch, sich herauszuarbeiten, einen noch tiefer sinken! Dann endete man schließlich wie der alte Herr, der noch vor Kurzem an diesem Tisch hier den „Paprika“ redigiert hatte!

„Vor der Noth fürcht' ich mich nicht!“ sagte Thea, den blassen Kopf erhebend . . . „. . . die Noth ist etwas großes . . . etwas furchtbares . . . Ich will gern hungern, wenn es sein muß, und arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorkommt . . . und auch die Armuth fürcht' ich nicht . . . die eigentliche Armuth . . . Aber das, was damit zusammenhängt . . .“ Georg fühlte instinktiv, daß sie wieder dasselbe gedacht hatte, wie er . . . „. . . all' die Niedrigkeit und Erbärmlichkeit und der Schmutz . . . ach . . . der Schmutz . . . . ich glaube . . . der ist da überall und in jedem Sinn! Man muß sich vor verächtlichen Leuten bücken . . . man muß sich von anderen verächtlichen Leuten als seinesgleichen behandeln lassen . . .“

„Und ob!“ murmelte Georg.

„. . . kurz . . . eben alles, wie wir es jetzt bei Papa gesehen haben!“ fuhr Thea fort . . . „. . . was war er früher für ein stolzer, herrischer Mann . . . und nun zuletzt . . . Du warst nicht dabei, aber ich, wie er sich hat von einem Zigarrenhändler auf die Schulter klopfen und fünfundzwanzig Stück Havannahs schenken lassen . . . und wie er einem Kellner die Hand geschüttelt hat. Das kommt mir schrecklicher vor, als daß man im Gefängniß sitzt.“

Georg seufzte. „Mir auch, Thea!“

Sie war aufgestanden und trat bang vor ihn. „Wenn es uns nun auch so ginge, Georg!“ flüsterte sie verstört . . „. . . jetzt sind wir noch freie stolze Menschen! Aber wie wird es in ein paar Jahren ausschauen? Dann hat uns vielleicht das Leben ganz geknickt und wir sind klein und niedrig geworden und betteln herum und machen uns verächtlich, bloß um noch ein bißchen weiter leben zu dürfen. Denn dann hängt man ja gerade daran . . . wie der arme Papa . . . wenn es gar keinen Werth mehr hat . . .“

Er fuhr auf und suchte mit den Blicken nach Hut und Stock . . . „. . . so komm!“ raunte er kurz und drohend.

Da merkte er doch, daß sie zurückschauderte. Sie schaute auf die Gasse hinab und schüttelte dann den Kopf. „Jetzt nicht . . . jetzt ist's finster und häßlich draußen. Da geh' ich nicht aus dem Hause. Da hab' ich nicht den Muth dazu. Erst wenn die Sonne scheint und alles freundlich ist . . .“

Er setzte sich wieder. „Siehst Du wohl . . .“ meinte er nachdenklich . . . „. . . das ist so eine Sache! . . . ich kenne das . . . Im letzten Augenblick zupft einem immer so etwas am Rockärmel und hält einen zurück!“

Aber das glaubte ihm Thea nicht.

„Morgen ist noch ein langer Tag . .“ sagte sie sehnsüchtig . . . „. . . und meinetwegen sorg' Dich nicht! . . . ich mach' die Augen zu und geh' mit Dir!“

Dann schwiegen beide. Zwischen ihnen flackerte das Licht unstät hin und her und plötzlich erlosch es.

„Da sitzen wir nun im Dunkeln!“ Georg suchte in der Tasche . . . „. . . und Streichhölzer hab' ich auch nicht mehr, daß man eine neue Kerze . . .“

„Es ist keine mehr da!“ tönte ihm gegenüber die helle Stimme aus der Finsterniß . . . „. . . . das war das letzte Stümpfchen!“

„Also Dunkelarrest!“ Der Herrenreiter war halb ärgerlich, halb belustigt . . . „. . . ein Glück, daß ich da bin! Sonst würde sich das arme kleine Mädchen da drüben jetzt zu Tode fürchten . . .“

„Ja . . . aber so . . .“ ihre Stimme klang weich und zärtlich . . . „. . . so ist's recht schön! . . . so heimlich . . . jetzt kann man träumen . . .“

„Taste Dich lieber in Dein Zimmer hinüber,“ sagte Georg . . . „. . . und schlaf ein bißchen!“

Aber er vernahm kein Rücken des Stuhls gegenüber.

„Ich bleibe hier . . .“ sprach sie nach einer Weile müde . . . „. . . wir wollen hier beisammen sitzen und warten, bis die Sonne wieder aufgeht . . . wie die verirrten Kinder im Märchen . . .“

„Recht ausgewachsene Kinder . . .“ meinte der Sportsman.

„Ach . . .“ durch ihre Worte tönte es wie ein mattes Lächeln . . . „. . . ich glaube, für dies böse Berlin da draußen sind wir beide doch noch halbe Kinder . . . Du auch, trotz all' Deiner dummen Streiche — schlechte hast Du ja nicht gemacht . . . sonst wär' ich nicht bei Dir! Du weißt auch noch nicht viel vom Leben und der eigentlichen Welt . . . die lernt man im Kasino nicht kennen . . .“

„Ja . . . darin hast Du schon Recht!“

„Nun also . . .“ sagte sie schläfrig . . „. . . und verirrt sind wir doch auch . . . gründlich verirrt, daß wir nicht aus noch ein mehr wissen. Wie zwei Schiffbrüchige sitzen wir da auf einer wüsten Insel . . .“

Er erwiderte nichts. Er hoffte, daß sie nun einschlafen würde.

Eine Weile war es still. Dann hörte er durch das Dunkel ein paar schwere Athemzüge, denen langsam in langen Pausen andere folgten.

Gottseidank . . . sie schlief!

Und auch ihm fielen die Augen zu. So wie sie es wohl auch gethan, legte er die Arme auf die Tischplatte, den Kopf darauf . . . und bald war er drüben bei ihr im Reich der Träume.

Nach drei, vier Stunden wachte er auf. Die unbequeme Lage verscheuchte den allmählich leiser werdenden Schlummer. Die Arme waren steif wie Hölzer, der Rücken schmerzte, der Kopf war wüst und schwer.

Er gähnte und sah verstört um sich.

Der erste Morgen dämmerte und erfüllte das Gemach mit seinem fahlen Schein. So sah der unwirthliche Raum doppelt trostlos aus, in diesem Licht, das keine Farbe und keinen Schatten hatte und das gleiche eintönige Grau über Tisch und Stühle, über die zerknitterten Zeitungen am Boden und die schiefgenagelten Bilder an den Wänden warf.

Er wollte aufstehen. Da klirrte es neben ihm. Die große Redaktionsscheere, an die er unversehens angestoßen, polterte auf die Dielen nieder.

Er biß sich zornig auf die Lippen. Aber nun war das Unglück geschehen! Es bewegte sich das schwarze Lockengewirr, das, von zwei schmalen weißen Händen umrahmt, ihm gegenüber auf dem staubigen Tisch lag, und langsam richtete sich ein blasser Kopf empor.

Nach einer Weile begriff Thea, wo sie sich befand.

Sie stand auf und dehnte den schlanken Leib. „Hier ist's trostlos!“ sagte sie leise . . . „. . . ich hab' mich auf den Morgen gefreut. Aber sieh nur, wie grau und öde alles ist! . . . Ich kann es nicht mehr sehen. Ich will fort von hier . . . jetzt gleich . . .“

„Wohin denn, Thea?“

Sie war ans Fenster getreten und schaute zu dem Himmel auf, der blaßblau über der menschenleeren Gasse schimmerte.

„Es wird heute ein wunderschöner Sommertag . . .“ meinte sie . . . „. . . wenn wir den da draußen verleben könnten, Georg . . irgendwo in Wald und Flur . . . und an einem großen See . . . es giebt ja welche bei Berlin . . . da bringen wir den Tag so hin und essen in irgend einem freundlichen kleinen Wirthshaus . . . und legen uns dann ins Gras und denken, wenn die Wolken so über uns hinziehen, das wäre alles ein böser Traum gewesen . . und wir hätten ein Rittergut und Geld in Fülle und brauchten uns um die Zukunft nicht zu kümmern.“

„Schön wär' das schon!“ sagte Georg . . . „. . . nur wenn wir Abends nach Berlin zurückfahren, haben wir kein Rittergut und blutwenig Geld, dafür aber einen ganzen Tag verloren . . .“

„. . . ja . . . wenn wir nach Berlin zurückkehren . . .“ sie sprach das stockend und bang und ihrer beider Augen trafen sich plötzlich wieder in jäh aufleuchtendem Schrecken.

Das meinte sie also! Darum sprach sie von dem großen See?

„Warum willst Du denn aber gerade an einen See?“ fragte er.

Thea blieb ganz ruhig. „Ich denke es mir so . . .“ sagte sie langsam . . . „. . . . wenn wir so einen recht schönen, goldenen Tag da draußen verbracht haben, dann wundert es Niemanden, daß so ein Pärchen wie wir einen Kahn miethet und spazieren fährt . . . gegen Abend, wenn es nicht mehr so heiß ist und die Sonne allmählich untersinkt und alles dämmerig wird . . . und Du ruderst eben weiter und immer weiter hinaus und läßt endlich die Ruder sinken . . . und wenn Du dann einen Strick oder sonst etwas um uns legst, daß wir beisammen bleiben, dann will ich die Augen zumachen und nur noch ein Vaterunser sprechen . . . und dann ist's gut . . .“

„. . . und das leere Boot wird irgendwo ans Ufer getrieben!“ ergänzte Georg finster.

Sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Wollen wir gehen?“

Er nickte.

„Gehen wir! Wir haben ja noch einen langen Tag Zeit, es uns zu überlegen!“

XVI.

Welch seltsamer Anblick: die Linden, die sie langsam hinaufschritten, waren fast völlig menschenleer! Wie ausgestorben lag die breite Prunkstraße im fahlen Morgenschimmer da. Man mußte schon genau zusehen, um da und dort vor einem Juwelierladen eine pelzvermummte Gestalt im Halbschlaf kauernd oder in weiter Ferne die Helmspitze eines gähnenden Schutzmanns zu schauen. Und Todtenstille rings umher. Unheimlich hallten ihre Schritte an den hohen, schweigenden Häuserfronten nieder, daß sie den Kopf scheu zur Seite wandten und über die graue Straßenfläche hinstarrten, aus deren Nebel sich die buntbeklexten Litfaßsäulen so grotesk abzeichneten.

Es war wirklich unheimlich, auf dieser lautlosen, reglosen Straße dahinzuwandern und nichts zu hören, als das monotone Klappen seiner Stiefelabsätze und den eigenen, schweren Athem, nichts zu sehen, als still ragende Mauern, still sich wölbende Bäume und leere Bänke darunter.

Gottseidank . . . . da kamen ihnen ein paar Menschen entgegen. Sie athmeten förmlich auf.

Zwei Studenten, magere bebrillte Rauhbeine, die sich offenbar als junge Wüstlinge vorkamen, weil sie sich die Nacht in irgend einem Kafé um die Ohren geschlagen hatten und nun stolz und verkatert zugleich ihrer Bude zustrebten.

Und dann lange wieder Niemand. Sie waren schon fast am Opernhaus, als wieder ein Passant auftauchte, ein jüngerer, fröstelnd in seinen kurzen Sportpaletot gehüllter Herr, der eilfertig, nur einmal rasch nach einem fernen Hause zurückblickend, dahinschritt. Ein nachdenkliches Lächeln lag auf seinem hübschen, müden Gesicht, während er sich den Kragen des Ueberziehers hochklappte. Er schien, mehr als die Studenten vorhin, Grund zu haben, mit den Ereignissen dieser Nacht zufrieden zu sein.

Erst auf der Kaiser Wilhelm-Brücke hörten sie dann wieder rasche Schritte sich nähern. Ein kleiner, dürftig aussehender Mensch mit einem Musterköfferchen in der Hand. Er trabte eilfertig, auf seine Uhr sehend — wahrscheinlich, um den Zug nicht zu versäumen. Der mußte also schon wieder an sein Tagwerk, wo die vor ihm schläfrig nach Hause trotteten . . . . um fünf Uhr Morgens an sein Tagwerk . . und seltsam: er sah dabei ganz vergnügt aus!

Unwillkürlich blieben sie stehen und schauten dem im Laufschritt die leeren Linden dahinstürmenden Kleinen nach. „Dummer Kerl . . .“ murmelte Georg finster . . . . „Gott weiß, für wen der sich nun wieder abschuftet! . . . wird wohl auch so ein Steinlein sein, der um zehn Uhr Mittags aus den Federn kriecht . . .“

„Steinlein steht heute wohl überhaupt nicht auf!“ meinte Thea nachdenklich. Sie starrte auf die Spree hinunter, die träge unter der Brückenwölbung dahinkroch. Welch ein abscheuliches Wasser! . . tiefschwarz, da in öligen Spiegeln schimmernd, dort vom Unrath der Straße überstäubt, Orangenschalen, Holzstücke, Zeitungsfetzen, eine todte Katze langsam in der schleichenden Fluth mittreibend . . . Ein ekelndes Grausen überfiel sie und sie hob die Augen rasch in die Höhe.

Da spannte sich, mit dem Steigen des Tages in immer tieferem und tieferem Blau aufleuchtend, der reine Sommerhimmel. Die ersten Strahlen der Frühsonne übergossen die weiten Zinnen des düsteren altersgrauen Hohenzollernschlosses mit lichtem Roth und eine freundliche, belebende Wärme zitterte von ihr hernieder auf die einsamen Straßen unten und die beiden einsamen Menschen.

„Gottseidank . . . endlich die Sonne . .“ der Freund berührte Thea leicht am Arm. „Komm' . . . wir wollen weitergehen!“

Ihre Stimme klang schwankend. „Weißt Du denn eigentlich den Weg, Georg?“

„Wir wollen doch nur irgendwohin in's Freie . . .“ sagte der Herrenreiter . . „. . . aus Berlin heraus . . . . und ich erinnere mich: in der Nähe von Karlshorst ist ein Anlegeplatz für Dampfer. Also dort giebt es jedenfalls Seen und Wälder und ein kleines Wirthshaus — was wir eben suchen . . .“

Sie wies mit der Hand vor sich in die Ferne. „Und das liegt dort im Osten?“

Er nickte. „Gerade der Sonne entgegen! Da können wir schließlich nicht fehlen! . . . aber wahrscheinlich ist es ein weiter Weg. Es ist besser . . ich suche irgendwo einen Wagen aufzutreiben!“

„. . nein . . nein . . thu' das nicht . .“ sprach sie hastig . . „. . . wir wollen zusammen gehen . . . das ist schöner . . .“

„. . . der Sonne entgegen . . . sagst Du . . .“ hub sie nach kurzer Pause wieder an, während sie beide über die Brücke dahingingen . . „. . . ist das nicht seltsam, Georg . . . . daß man der Sonne entgegengeht, wenn man doch gerade von ihr Abschied nehmen will . . ?“

Er erwiderte nichts.

Und plötzlich fielen ihr seine Worte von vorhin ein: „Wir haben ja noch einen ganzen langen Tag Zeit, es uns zu überlegen!“

Jawohl . . den ganzen herrlichen Sommertag hatte man vor sich. Das war doch eigentlich sehr beruhigend. Da stand man doch nicht so unmittelbar vor diesem Entschluß. Er lag noch in weiter Ferne.

Und inzwischen veränderte die Sonne die Dinge ringsumher, die in der Nacht so traurig und drohend ausgeschaut, und vergoldete sie, daß sie ein ganz anderes Aussehen gewannen. Da wurde vielleicht überhaupt alles anders! Da fand man doch noch vielleicht einen Ausweg oder es kam einem eine Erkenntniß, an die man gar nicht gedacht!

„Ich bin gespannt, was wir heute noch erleben!“ sagte Thea und schritt rascher am Arm Georgs in das Zentrum von Berlin.

* * *

„Was ist das eigentlich für eine Gegend?“ fragte sie nach einer Weile und deutete auf die Häuser der Kaiser-Wilhelmstraße.

Georg machte ein zweifelndes Gesicht . . . „. . . ich kenne sie nicht . . .“ meinte er . . . „. . . für gewöhnlich hört einem ja mit den Linden und dem Schloß die Welt auf! Es wird wohl so ein Geschäftsviertel sein . . .“

„. . . wo die arbeitenden Leute wohnen?“

„Ja . . . ich glaube . . . in die Stadttheile kommen wir jetzt allmählich hinein. Da liegen, wenn ich mich recht erinnere, im Norden und Osten von Berlin . . .“

Und in der That . . . schon zeigten sich da und dort vereinzelte Gestalten, die mit fröstelnd hochgezogenen Schultern und in den Taschen vergrabenen Händen, das klappernde Blechgeschirr unter dem Arm, ohne viel rechts und links zu sehen, ihren Werkstätten zustrebten.

„. . . schau die armen Teufel!“ sagte Thea . . . „. . . die haben's besser als wir! Die könnte man beneiden! . . . sie können arbeiten . . .“

„. . . . „. . . und wollen arbeiten!“ ergänzte Georg finster . . . „. . . wir wollen ja nicht arbeiten! . . . wir sind ja zu zimperlich dazu. Wir ekeln uns . . . nicht vor der Arbeit selbst . . . aber vor dem Schweiß und dem Schmutz und dem Lärm . . . wir sind so die rechten Treibhauspflanzen aus dem Salon, die zu nichts ernsthaftem taugen . . .“

Sie blieben unschlüssig stehen. Die Straße war zu Ende, die Richtung nach Osten durch Häuserreihen versperrt. Man mußte rechts oder links ausbiegen.

Also rechts! Hinein in das Gassengewirr, aus dem immer mannigfaltiger und lauter das Durcheinander des erwachenden Lebens klang. Das Rasseln von Fuhrwerken, das Pfeifen der Bäckerjungen, das Kläffen der Ziehhunde, die schweren Tritte der zur Arbeit gehenden Männer schlugen an ihr Ohr, während sie immer tiefer in die engen, winkligen Quartiere eindrangen.

Das waren nicht mehr die schnurgeraden, wohlgepflegten Straßenlinien des Westens! Hier drängten sich die Gassen ineinander und durcheinander, in seltsamen Windungen, wie sich einer jeden gerade das beste Fortkommen bot. Und aus ihren verwetterten, schmutzigen Häusern quoll es immer dichter hervor und fluthete in dunklen Strömen aus den Thüren der Miethskasernen über die Bürgersteige dahin, Massen von Armen, von Mühsamen und Beladenen, die, als etwas selbstverständliches, heute von neuem, zum hundertsten und tausendsten Mal den Kampf mit ihrer Erbfeindin, der grauen Noth, begannen. Stumpfe Ergebung lag auf den meisten Gesichtern und müde Ruhe. Sie hatten so oft schon diesen Kampf durchgekämpft, so oft schon nach schwerem Tagewerk die Feierabendglocke läuten hören, sie hatten so oft schon gedarbt und gehungert und sich doch durchgeschlagen . . . sie würden auch heute durchkommen und morgen und die nächsten Jahre.

„Wir wollen rascher gehen!“ sagte Thea beklommen . . . „. . . die Leute sehen uns alle so an . . . ich weiß nicht . . .“

Freilich . . . um diese Stunde ein gigerlhaft gekleideter Sportsman und eine elegante junge Dame in den Gassen Altberlins . . . das fiel auf. Neugierige Blicke, umgedrehte Köpfe . . . da ein roher Witz aus einer Gruppe kalkbespritzter, in ihren Holzschuhen klappernder Maurer . . . ein wieherndes Gelächter . . . sie verstanden den gemeinen Berliner Jargon nicht . . . . aber sie machten, daß sie weiter kamen.

Wäre man nur erst heraus! Aber das nahm kein Ende! Immer neue Straßen und Plätze und Gäßchen und immer neue Mengen von dunklen, zum Fronwerk pilgernden Gestalten.

Sie wußten die Richtung gar nicht mehr. „Das ist wie in einem Irrgarten!“ klagte Thea . . . „. . . wir wollen hinaus ins Grüne und unter blauen Himmel . . und dies graue Arbeiterviertel mit seinem Rauch und Lärm läßt uns nicht los! Wir sind wie gefangen in diesem Gewirr von häßlichen Häusern.“

Georg drehte mit ihr um. „Wir wollen uns nach links wenden!“ rieth er . . . „. . . dann müssen wir die Richtung wieder bekommen.“

Sie eilten durch immer neue Gassen dahin, in denen sich Laden um Laden öffnete, in denen man fegte und kehrte, emsig die Geschäftsräume scheuerte und alles zurecht machte für den kommenden langen Tag. Wie zwei Flüchtlinge erschienen sie sich selbst in ihrer scheuen Hast, wie zwei rathlose Menschen, die nicht mehr wußten, wo aus diesem Wirren und Treiben heraus der Weg zum süßen Nichtsthun, zu dem geheimnißvollen Nichts führte.

Hier kümmerte sich keiner um das Nichts, hier dachte keiner daran, wehmüthig dem Dasein Adieu zu sagen! Hier lebte man und rang zäh und grimmig um sein bißchen Leben. In gewaltigem Donnern und Dröhnen umhallte jetzt, auf der großen Verkehrsader, in die sie ihre Flucht getrieben, der Berliner Arbeitstag das verstörte Paar. Klingelnde Pferdebahnwagen, menschenwimmelnde Omnibusse, schwer knarrendes Fuhrwerk und leichte Handwagen auf dem Fahrdamm, ein Getümmel und Gehaste von thätigen Menschen auf den Bürgersteigen daneben, ein Fluthen und Brausen, das betäubend auf ihre übermüdeten Sinne wirkte.

Auch die Häuser hatten sich belebt. Es klangen die Schellen an den Ladenthüren und aus den Höfen der Lärm des Handwerks. Da fiel durch die schmutzigen Fenster der Kartonnagefabrik der Sonnenschein auf lange Reihen junger Mädchen, die mit vorgebeugtem Oberkörper an den Tischen hantierten, dort zeichneten sich durch die Scheiben des Kontors die schreibenden und rechnenden Gestalten und im Nebenraum der diktierend auf- und niederschreitende Fabrikdirektor ab.

Und die Fabriken selbst begannen noch mit gähnend klaffenden Thoren zu brummen und zu stampfen. Es kam Leben in die kleinste Werkstatt wie in die mächtigen Maschinensäle. Wie sich da die Räder drehten und die Riemen glitten und in schwarzen Wolken der Dampf dem Schornstein entstieg, so hallte dort der Hammerschlag in das Pfeifen und Schrillen des Hobels und sprühten die Essen, und gewaltig, sich tausendfach mischend und immer wieder stärker anschwellend klang es im Lärm der Arbeit über das Meer der Giebel und Dächer empor: „Unser täglich Brod gieb uns heute!“

(Schluß folgt.)

— Der Abgeordnete und Secretär im Vorstande der belgischen Repräsentantenkammer Warocqué ist als Verschwender und Spieler bekannt. Seine ererbten Millionen sind von ihm verschleudert worden, und jetzt ist vor dem Civilgerichtshofe in Charleroi öffentlich über den Antrag seiner Gattin, die Ausschließung der Gütergemeinschaft auszusprechen, verhandelt worden. Es wurde in dieser Verhandlung nachgewiesen, daß dieser Volksvertreter seit zehn Jahren seine Immobilien mit vier Millionen Francs Hypotheken belastet und vier Millionen Francs Werthpapiere verkauft hat. Außerdem sind für 890,000 Francs von ihm acceptirte Wechsel gegenwärtig im Umlaufe. Und das Alles für Spiel und Sport! Sein Amt als Verwalter der Zechen Mariemont hat er niederlegen müssen.

— Es ist erst 20 Jahre her, daß Stanley das Geheimniß des afrikanischen Riesenstromes erschloß, indem er feststellte, daß sein Lauf durch die Stromschnellen bei dem heutigen Orte Stanley Pool in zwei Theile getheilt wird, die beide schiffbar sind, aber durch die unbefahrbare Strecke dieser Katarakte getrennt werden. In der Verbindung dieser beiden Schifffahrtswege liegt die hohe Bedeutung der gegenwärtig im Bau begriffenen Congo-Eisenbahn. Im Jahre 1881 traf der erste Dampfer, in einzelne Theile zerlegt, in Stanley Pool ein und wurde dort zusammengesetzt, um die Dampfschifffahrt auf dem oberen Congo zu eröffnen. Heute nach 16 Jahren schwimmt auf dem oberen Congo eine stattliche Flotte von 45 Dampfern, von denen einzelne bis zu 40 Tonnen Ladegewicht besitzen; 20 davon gehören dem Congo-Staate, 4 sind französisches Eigenthum, 9 sind im Besitze der belgischen Congo-Gesellschaft, 4 in dem von holländischen Handelshäusern und 5 im Besitze von Missions-Gesellschaften, einer endlich gehört einer Gesellschaft für Kautschuk-Gewinnung. Jeder dieser Dampfer hat mit Umgehung der Stromschnellen stückweise nach Stanley Pool geschafft werden müssen, um dort zusammengesetzt zu werden.

Für die Küche.

König Albert-Suppe. — Aus mageren Fleischabfällen wird mit frischen Suppenkräutern eine leichte Brühe gekocht. Ist dies geschehen, so werden frische junge Erbsen in reichlicher Menge knapp mit Wasser gefüllt, weich gesotten und durchgestrichen, worauf man diesen Brei mit der Brühe vermischt, mit einem Theelöffel voll Fleischextrakt durchkocht und mit einem Stückchen Butter nebst wenig Zucker und Pfeffer versetzt. Während dieser Zeit werden vier frische Eiweiß mit Salz und einem Löffel dicker, süßer Sahne schaumig gequirlt, in eine mit Butter bestrichene flache, kleine Form gefüllt und im Wasserbade steif gemacht. Man sticht aus der Eiweißmasse kleine, runde Scheiben und richtet darüber die Suppe an.

Einlage in Brühsuppen. Statt Gries oder Sago kann man auch geriebene, abgekochte Kartoffeln als Suppeneinlage verwenden. Man gießt die Suppe ab, nimmt Fleisch oder Grünzeug heraus, stellt sie nochmals auf's Feuer, reibt drei mittelgroße Kartoffeln (für etwa 6 bis 8 Personen) hinein, läßt die Suppe damit nochmals aufwallen und richtet sie an.

Kalbsbraten wird mit Nierenfett und Butter in den Ofen gestellt und erst etwas Papier übergelegt, damit er nicht zu dunkel wird, er darf nur goldbraun sein. Viele Leute braten ihn in Speck oder spicken ihn, doch ist das Geschmackssache und nicht unbedingt nöthig. Er wird, wie alle Braten, beim Ansetzen nur wenig gesalzen, später giebt man mehr Salz hinzu. Eine Zwiebel wird fein in die Sauce geschnitten, und Viele finden ein kleines Zweiglein Thymian wohlschmeckend. Der Braten muß fleißig begossen werden, die Sauce, welche auch blos hellbraun sein darf, wird dann, wie oben, entfettet und sämig gemacht. Die Zeitdauer richtet sich nach der Größe.

Einfaches Kaninchenfrikassee. Ein Kaninchen wird gewässert, sauber abgetrocknet und in Stücke zertheilt und mit einem Viertel Pfund durchwachsenem, würflig geschnittenem Speck, einer in Scheiben geschnittenen Zwiebel, einem Bündel Petersilie, einem Lorbeerblatt, dem nöthigen Salz und Pfefferkörner in eine Kasserolle gelegt, mit Wasser übergossen, 20 Minuten langsam gekocht und dann nebst dem Speck herausgenommen. Eine helle Mehlschwitze aus einem Stückchen Butter und einem Löffel Mehl verkocht man mit der durchgegossenen Kaninchenbrühe zu einer sämigen Sauce und dämpft die Kaninchenstücke, den Speck und eine Anzahl kleiner Zwiebelchen darin weich, schöpft das Fett ab, legirt die Sauce mit zwei in Rahm zerquirlten Eigelb und schärft sie vor dem Anrichten mit Citronensaft ab.

Speckkuchen. Man schneidet eine Portion Speck in zierliche Würfel und vermengt dieselben mit Salz und Kümmel. Nun hat man unterdessen ein Blech mit Weißbrotteig belegt und mit einigen gequirlten Eiern bestrichen, darauf legt man die Speckwürfel, salzt noch etwas nach und backt den Kuchen in heißem Ofen. Beim Speckkuchen, einem beliebten Herrenessen, muß der Teig besonders hart gebacken werden.

Himbeercreme. Man drücke zwei Pfund schöne Himbeeren durch ein Haarsieb, gebe ein halbes Pfund gestoßenen Zucker hinzu, wenn er geschmolzen ist, ca. eine Unze vorbereitete Gelatine, setze es in einer Terrine auf Eis und sobald es anfängt, dick zu werden, mische man einen Teller Schlagsahne darunter.

Apfelbowle. Zu dieser vorzüglichen Bowle wählt man einige besonders feine, saftige Aepfel einer aromatischen Sorte, schält dieselben, befreit sie vom Kerngehäuse und schneidet sie in dünne Scheiben. Diese legt man in eine Terrine, bestreut und vermischt sie reichlich mit feingestoßenem Zucker und läßt sie so fest zugedeckt an einem kühlen Orte stehen. Danach gießt man ein Weinglas feinsten Rum oder Arrak darüber, läßt denselben einige Stunden ziehen und fügt alsdann die nöthige Menge Rhein- oder Moselwein hinzu, seiht die Bowle, nachdem sie mehrere Stunden gestanden hat, durch ein Sieb, damit die Aepfel zurückbleiben, und trägt sie auf unter Hinzufügung einer Flasche Selterswasser.

Türkisches Sorbet oder Scherbet von Granatäpfeln. Man zerschneidet sechs Granatäpfel, legt den dritten Theil bei Seite und preßt das übrige durch. Der Fruchtsaft wird mit der gleichen Menge Wasser und 5 Unzen Zucker vermischt und dicklich eingekocht. Nach dem Erkalten füllt man den Trunk in die Kühlkaraffe, thut einige Gläser leichten Wein, mehrere kleine Eisstückchen und die Fruchtstückchen hinzu und reicht kleines Gebäck daneben. In ähnlicher Weise, wobei die Früchte jedoch erst im Zuckersaft gekocht und dann erst zerschnitten und durchgepreßt werden, bereitet man Sorbet aus Aprikosen, Pfirsichen, Birnen und Kirschen. — Sehr fein ist der Pascha-Sorbet, zu dem rohe zerdrückte, gemischte Früchte ausgepreßt, mit Citronensaft, Weißwein und Zucker vermischt und dünn gefroren werden, worauf der Scherbet mit Burgunder und Champagner zu gleichen Theilen verrührt und in Henkelgläsern servirt wird.

— **Der Knallprotz.** „Herr Commerzienrath haben wohl sehr kostspielige Passionen?“ — „Nu', kann ich mir doch leisten ä paar Vollblutsteckenpferde!“

— **Kindermund.** „Du, Hansi, ich glaub', es ist Besuch drin. Papa sagt zu Mama: Mein Herzerl!“